Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 540. **Berlin, Montag, den 24. Oktober 1892.** **XXI. Jahrgang.**

□ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Der Reichskanzler hat in jüngster Zeit Gelegenheit genommen, mit Vertretern der verschiedenen politischen Parteien in persönliche Fühlung zu gelangen, um sich der Stimmungen zu vergewissern, denen die neue Militärvorlage begegnet. Sehr ermuthigend mag die Mehrzahl der auf diesem Wege zu den Ohren der maßgebenden Persönlichkeiten gelangten Aufschlüsse nicht gekungen haben, wenn auch Graf Caprivi anscheinend sich durch das exzielte Ergebniß nicht von der weiteren Verfolgung seines Reformplanes abhalten läßt. Er hat ihn nunmehr dem Bundesrath unterbreitet und ihn vor dieser Versammlung in mehrstündiger Rede zu begründen versucht. Der leitende Staatsmann sieht sich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Die konservativen Parteien, auf die er sich mit Vorliebe stützen möchte, befehden die Reform einmal, weil sie mit der dreijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen aufräumt, und sodann, weil auch im konservativen Lager ein leises Grauen vor den ungeheuren materiellen Opfern vorhanden ist, die neuerdings dem steuerzahlenden Volke auferlegt werden sollen. Man fürchtet in diesen rückwärts gerichteten Kreisen, daß schließlich gewisse Privilegien und Bevorzugungen der agrarischen Klassen — wie die Branntweinbrenner-Spende — angetastet werden könnten, wenn die Wähler nicht unter den unerschwinglichen Lasten erliegen sollen.

Während also Graf Caprivi da, wo sich eigentlich die starken Wurzeln seiner Kraft befinden, theils auf offenen, theils auf latenten Widerstand stößt, ist es ihm auch nicht gelungen, seinen Plänen andere Schichten zu erschließen. Freilich hat er geglaubt, daß das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit, dieser dreißigjährigen Forderung aller entschiedenen Liberalen, genügen würde, um ihm die Stimmen der Freisinnigen zuzuschanzen. Allein auch in dieser Erwartung mußte er sich getäuscht sehen, da die jährlichen Mehrkosten der neuen Vorlage in keinem Verhältniß zu dem wirthschaftlichen Vortheil zu stehen scheinen, welchen der Erlaß des dritten Dienstjahres nach sich zu ziehen vermag.

Auf der liberalen Seite wäre man gewiß geneigt, Opfer zu bringen, um die gesetzliche Feststellung der zweijährigen Dienstzeit zu erlangen. Man würde sogar ohne längeres Bedenken alle Kosten auf sich nehmen, welche unmittelbar mit der Einführung dieser Reform verbunden wären, selbst wenn sich dieselben, wie nicht anders zu erwarten, auf 24 bis 30 Millionen jährlich belaufen sollten. Aber soviel verlautet, verlangt der Caprivische Entwurf ja viel mehr. Er beansprucht im ersten Jahre 57 mm in der Folge 60 und einige Millionen, außer circa 100 Millionen Mark an einmaligen Ausgaben. Das sind Summen, die zu bewilligen jeder gewissenhafte Volksvertreter Anstand nehmen muß.

Freilich, wenn sich heute Graf Caprivi in die Lage versetzt sähe, vor den Reichstag hinzutreten und zu sagen: „Meine Herren! Wir sind rings von Feinden bedroht. Der Dreibund, auf den wir uns bisher verließen, ist nur ein Schemen. Auf Italien und seine Mitwirkung in einem großen Kriege können wir nicht mehr rechnen. Der gute Wille des Königs Humbert, die gelobte Treue zu halten, mußte vor der zunehmenden Kraft der französischen Propaganda die Waffen strecken, und die Italiener ziehen es in ihrer Mehrheit vor, die Vasallen der französischen Republik zu werden, als die gleichberechtigten Mitglieder des Dreibundes zu bleiben. Oesterreich-Ungarn hat sich als unverläßlich erwiesen. Die jungtschechische Strömung in Cisleithanien, die kroatische und rumänische Bewegung in Ungarn haben mit ihren russophilen Tendenzen es dahin gebracht, das Wiener Kabinet vollständig in seiner Aktionsfähigkeit zu lähmen, und machen dem Kaiser Franz Joseph eine thatkräftige Unterstützung des deutschen Reiches in einem uns aufgedrungenen Kriege zur Unmöglichkeit. Wir sind also auf uns allein angewiesen und müssen den von Moltke vorhergesagten Krieg mit zwei Fronten aus eigener Kraft bestehen" — wenn, wie gesagt, es denkbar wäre, daß Graf Caprivi dem Reichstage oder seinen Ausschüssen eine derartige Sprache halten müßte, dann läge die vaterländische Pflicht vor, alle Kräfte, die körperlichen wie die geistlichen, anzuspornen, um das deutsche Reich vor einer furchtbaren Katastrophe zu schirmen.

Allein — soweit ein Uneingeweihter die Sachlage zu überblicken vermag — liegen zur Stunde derartige Verhältnisse nicht vor. Es ist wahr, die wirthschaftlichen Nöthe Italiens schwächen in merklicher Weise dessen Expansionskraft, aber noch liegt kein verläßliches Anzeichen vor, daß man in Rom geneigt wäre, jenen extremen Stimmen Rechnung zu tragen, welche einen Verzicht auf den Dreibund anrathen, um das zollpolitische Wohlwollen Frankreichs damit zu erkaufen. Auch in Oesterreich-Ungarn hat soeben der Verlauf der Delegations-Verhandlungen erwiesen, daß mit Ausnahme einzelner jungtschechischer Stimmen diesseits wie jenseits der Leitha die Friedenspolitik des Dreibundes als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht gilt. Allerdings mag man in Ungarn der Dinge nicht so ganz sicher sein, wie man wohl möchte, da die Lage des Ministeriums Szapary jeden Augenblick als in Frage gestellt erscheinen kann. An der Bundestreue dieses Kabinets war bisher ebensowenig zu zweifeln, wie die Elemente bedenklich erscheinen, die an der Spitze der kämpfenden Opposition stehen. Diese ungarische Opposition des Grafen Apponyi und des Herrn Ugron zeigt sich so wenig wählerisch in den Mitteln, mit denen sie die Regierung befehdet, daß man von ihr Alles zu gewärtigen hat.

Es ist ein nahezu kindischer Anlaß, der soeben droht, in Budapest eine ernstliche Ministerkrisis herbeizuführen. Der Vertheidiger Ofens gegen die revolutionären Honveds im Jahre 1849, General Hentzi, besitzt in Ofen selbst ein Denkmal, das ihm die Armee an der Stelle gesetzt hat, wo er seine monarchische Treue mit 420 braven Soldaten durch den Tod besiegelte. In der Nähe dieses Monuments soll sich nun ein Denkmal zu Ehren der damals siegreich gewesenen ungarischen Landwehren, eben jener Honveds, erheben und am 2. November eingeweiht werden. Diese Feier glaubte man nun zu einer ritterlichen Versöhnungsdemonstration benutzen zu können. Ein Vertreter der Armee sollte am Fuße des Honveddenkmals einen Kranz niederlegen und ein Vertreter der alten Revolutionskrieger am Hentzidenkstein dasselbe thun. Dieser Plan erscheint nun den Führern der Opposition als ein Verrath am ungarischen Vaterlande, als ein Aufgeben der verfassungsrechtlichen Stellung des Magyarenlandes zur Dynastie, als ein Verbrechen, welches nur durch den Sturz des Kabinets Szapary zu sühnen sei, welches sich auf die Arrangirung dieser Gefühlskomödie eingelassen und dabei die unerläßliche Rücksicht auf die nationale Selbstachtung hintangesetzt habe.

Für dergleichen Deklamationen hat man nun anderwärts schwerlich das nöthige Verständniß. In Budapest aber scheinen sie zu genügen, um ein Ministerium ins Schwanken zu bringen, dessen bundestreuer Sinn es auch als eine Stütze des kontinentalen Friedens erscheinen ließ; während man den Führern der Opposition mit Recht oder Unrecht stark ultramontane und, was in diesem Falle dasselbe sagen will, französirende Neigungen nachsagt. Immerhin trifft dieser Denkmals-Zwischenfall auch den Grafen Kalnoky ziemlich unvorbereitet. Man sagt, daß die Ernennung des Herrn von Szögyenyi zum Nachfolger des Grafen Szechenyi als Botschafter beim deutschen Reich mit einer Neigung der Wiener Diplomatie zusammenfalle, die deutsche Politik zu einer entschiedeneren Unterstützung gewisser österreichischer Balkanpläne zu gewinnen. Graf Szechenyi, der so lange und mit so viel Auszeichnung den Kaiser Franz Joseph in Berlin als Botschafter vertrat, kannte allerdings den Boden, auf dem er sich befand, zu gut, um für derlei Abenteuer eine überzeugte Thätigkeit entwickeln zu können. Er wußte, daß das Wort von den Knochen des pommerschen Musketiers, das einst Bismarck in Bezug auf unser Verhältniß zu Bulgarien gesprochen, auch für den Nachfolger des Herzogs von Lauenburg den Werth eines unumstößlichen Axioms besitze. Wenn also Herr von Szögyenyi mit anderen Ideen nach der Spree kommen sollte, so wird er bald einsehen, daß es sich nicht der Mühe lohnte, einen Botschafterwechsel eintreten zu lassen; denn in diesem Punkte sind die friedlichen Geleise der deutschen Politik ein für alle Mal fest vorgezeichnet. Sie werden nicht verlassen werden.

Sollte man sich am Wiener Ballplatz in diesem Punkte Illusionen hingegeben haben, was ja noch sehr zu bezweifeln ist, so dürfte man bald von ihnen geheilt sein. So wenig die deutsche Politik auf dem Balkan sich in antirussischer Weise über den Rahmen des Berliner Friedens hinaus engagiren lassen wird, ebenso wenig haben die Versuche einer hyperationalen Clique in Oesterreich, sich dem deutschen Reichsverbande aufzudrängen, von Berlin aus irgend eine Förderung zu gewärtigen. Daß man sich in Cisleithanien genöthigt sah, die städtische Vertretung der böhmischen Stadt Reichenberg aufzulösen, weil in dieser Körperschaft Tendenzen behandelt worden waren, die auf eine antidynastische Gesinnung zu schließen erlaubten, hat auch in den Berliner maßgebenden Kreisen nur peinlich berühren können. So sehr man hier Verständniß besitzt für die Stellung des Deutschthums im österreichischen Staatsverbande, das man in keiner Weise vom Tschechen- und Polenthum erdrückt zu sehen wünschen kann, ebenso wenig vermag man Strebungen zu billigen, die, wie in Reichenberg, ein übertriebenes deutsches Nationalgefühl zur Schau tragen, dergestalt, daß mehr oder minder offen ein Anschluß der deutschen Oesterreicher an das deutsche Reich gefordert wird. Dieses ungesunde Treiben ist nur geeignet, den Gegnern der Freundschaft Oesterreichs mit dem deutschen Reich Vorschub zu leisten. Es kompromittirt die Allianz beider Staaten und begünstigt jene Ohrenbläsereien, welche darauf ausgehen, den Kaiser Franz Joseph mit einem durch die Thatsachen gänzlich unbegründeten Mißtrauen in die Zukunftspläne der deutschen Politik zu erfüllen. Wer es daher gut mit dem Dreibunde und ehrlich mit dem deutschen Reiche meint, muß jenes Irredenta-Treiben auf das Herbste verurtheilen, das in Reichenberg so seltsame Blüthen gezeitigt und das unerfreuliche Einschreiten der Wiener Regierung unumgänglich gemacht hat.

---

* Mit begreiflicher Spannung hat man in **Baiern** dem Ausgange der **Reichstagsersatzwahl in Kelheim** zugesehen: handelte es sich doch um einen in der Person des sattsam bekannten Dr. **Sigl** vom „Baier. Vaterland" verkörperten Protest gegen die „Mißwirthschaft der offiziellen Centrumspartei im Reich wie in Baiern"! Der Wahlkreis ist stockultramontan und hat bisher stets blindlings dem Machtgebote der klerikalen Führer gehorcht. Auch jetzt scheint deren Kandidat Gutsbesitzer **Rauchenecker**, als dessen vorzüglichste Eigenschaften seine Stellung als Reserveoffizier und eine Afrikareise angepriesen wurden, gewählt worden zu sein, aber, aber: es ist ein Pyrrhussieg! Die verstrichte Fastnachtsposse, als welche die Centrumsblätter die Kandidatur Sigls mit

---

△ Ibn Abu Ibrahim.

Von [Nachdruck verboten.]
Theodor Wolff.

Die Leiter der Spezialitätentheater haben es gar nicht leicht. Das Publikum ist sehr übersättigt und ruft immer nach noch nicht Dagewesenem. Da brachte neulich solch ein armer, abgehetzter Direktor eine Truppe her, die er die „arabischen Sänger und Tänzer" nannte, und deren glänzendster Stern eine Odaliske sein sollte, eine preisgekrönte Odaliskenschönheit.

Ich war an jenem Abend, da diese Araber zuerst auftreten sollten, in dem Spezialitätentheater. Als der Vorhang in die Höhe gegangen war, sah man auf einem Teppich ein halbes Dutzend geschminkter Mädchen im Halbkreis hocken. Dazwischen eine Negerin. Und auf einem niedrigen Divan im Hintergrunde saßen ein alter Bekenner des Propheten und die Odaliske.

An der ganzen Gesellschaft war sozusagen nicht eine Rippe arabisch. Die geschminkten Schönen waren ausrangirte Chorsilinnen irgend einer Provinz-Operette, die Negerin war auch erst im Laufe der Zeit und unterm Druck der Verhältnisse so schwarz geworden, der Bekenner des Propheten verdankte seinen weißen Bart und sein ehrwürdiges Aeußere den vortrefflichen Leistungen der Friseur- und Perrückenmacher-Innung, und sogar an der preisgekrönten Odaliske war gar nichts echt. Sie sprachen und sangen aber alle ein Kauderwelsch von arabisch klingenden Lauten, das sie selbst nicht verstanden, und der Bekenner des Propheten mit dem angeklebten weißen Barte nannte sich Ibn Abu Ibrahim. Aus dem Stamme jenes großen Königs Ibrahim wollte er sein, der einst gemäß der Weissagung der Zukunftsdeuter von dem eigenen Sohne getödtet ward.

Merkwürdig, daß diese Leute den orientalischen Mummenschanz ganz ernst trieben, Worte redeten, die sie selbst nicht verstanden, und die eigentlich gar keine Worte waren! Es war doch zu einfältig! Niemand im Publikum konnte ihnen eigentlich ehrlich ihr Araberthum glauben. Es war eine so fadenscheinige, durchsichtige, kindliche Maskerade! Man brauchte auch gar nicht besonders scharfsichtig zu sein, um sie zu durchschauen. Es war ja ganz klar: die Negerin war gefärbt, Ibn Abu Ibrahim hieß Fritz Krause oder Hans Tübbecke, und die Schönheit war gar keine Schönheit. Und doch, als dann der Vorhang fiel, klatschte das Publikum unbändig, die Odaliske bekam sogar Blumen, und Ibn Abu Ibrahim breitete die Arme wie zum Segen aus.

Als Alle so klatschten und das sonderbare Maskenspiel bejubelten, kam ganz hinten aus einer Ecke des großen Saals ein scharfes Zischen. Es war ein Zischer unter tausend Beifallsfreudigen, und sein Protest wurde sehr schnell übertönt. Ich aber war neugierig geworden und wollte den Mann kennen lernen, der von dort hinten aus der letzten Ecke zu protestiren wagte.

Langsam und mühevoll arbeitete ich mich durch den Saal hindurch. Ueberall, rechts und links, saßen die Leute hinter ihren Biergläsern, zufrieden lächelnd, und zu den blauweißen elektrischen Kugellampen unter der Decke stieg jener graue Dunst empor, jener häßliche Dunst biertrinkender, tabakrauchender Menschenmassen. Und endlich stand ich vor dem Mann, der ganz allein in seiner Ecke saß, ich stellte mich vor, und er stellte sich auch vor: „Mitglied der Gesellschaft für ethische Kultur."

Ah, er war also einer von diesen Neuen, einer von den Geistern jenes eben gegründeten Bundes mit dem so wenig volksthümlichen Namen, einer von jenen Selbstdenkern, die den Wunderglauben und die anekdotischen Legenden zum Tempel hinauswerfen wollen, und die den Karneval auf jene kurze Zeit beschränken möchten, die ihm der Kalender, bis zum Aschermittwoch, anweist! „Angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen!" — „Hocherfreut!"

Ganz als hätten wir's verabredet, verließen wir das Theater. Das Programm versprach noch dressirte Papageien, aber die kannte schon jeder von uns genugsam. Draußen war es Nacht, und sehr viel Menschen eilten durch die Straßen, und sehr viel Sterne standen am Himmel.

Dann, in den einsamen Straßen, sprachen wir von der neuen Bewegung, von der Gesellschaft, die an die Stelle religiöser Erbauung die ethische Kultur setzen will — wenn nur dieser Kunstausdruck nicht wäre! — und ich sagte ihm so meine Meinung, daß man den Bund als einen Protest gegen das viele Glockengeläute und gegen die schläfrige Bequemlichkeit der Menge herzlich begrüßen müsse, und so weiter. Bei dem Worte „Bequemlichkeit" wurde er ganz erregt und meinte:

„Ja sehen Sie, da liegt das ganze Malheur. Die Bequemlichkeit, die reinirt hier Alles, die hat in der guten Gesellschaft zuerst das vernichtet, was man früher Liebe und Leidenschaft nannte — sind nicht die eigentlichen Liebestragödien aus den Kreisen der Edlen von Verona geschwunden und ins Volk, zu den unteren Ständen gegangen? — und die hat dann das Eindringen des freien Geistes abgewehrt. Kommen Sie doch nur einmal in die Wohnungen dieser Menschen — Fenster und Thüren fest verschlossen! Sie sind zu bequem, um die gute Luft hereinzulassen!" Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Jeder von ihnen weiß, muß es ja wissen, wenn er nur einmal die Augen aufmachen und sich umschauen möchte, daß alle Wunder Nonsens sind, daß die Natur — eben natürlich ist. Aber sie gehen wie das Rößlein im Wagen bescheiden ihren Weg. Ihre Eltern und ihre Urgroßeltern sind auch schon denselben Weg gegangen, das entscheidet Alles. Die Söhne sollten es ja eigentlich wissen, daß der Weg nicht der richtige ist, sie sollten es gelernt haben — aber die Meisten haben eben nichts gelernt, und die, welche ihre Nase in die Bücher gesteckt haben, schüttelt doch später das Neue so bald als möglich wieder ab. Man sollte es gar nicht glauben, wie wohl es ihnen thut, so das Neue abschütteln zu dürfen, zu Gunsten des Ererbten. Glauben Sie mir, die Kultur hat nur einen Feind: die Bequemlichkeit!"

Wir gingen wieder eine Weile stumm neben einander her, und dann fragte ich ihn: „Warum haben Sie denn heute gezischt — als die falschen Araber kamen, und Ibn Abu Ibrahim und die Odaliske?"

„Hm," sagte er, „Sie hörten wohl, wie die anderen Leute klatschten? Alle die Menschen hinter ihren Biergläsern, die so zufrieden lächelten — in diesem abscheulichen Dunst? Sie wußten doch, daß die Negerin gefärbt, daß die Odaliske keine echte Schönheit war und daß Ibn Abu Ibrahim, der den Segen sprach, einen falschen Bart und eine Perrücke trug. Sie wußten das Alles und jubelten doch, und die Odaliske bekam sogar Blumen. Warum? Man hatte ihnen gesagt, das Alles sei echt, Ibn Abu Ibrahim sei ein kleiner Prophet, und die Odaliske sei eine amtlich preisgekrönte Schönheit, und da glaubten sie es. Sie glaubten es eigentlich nicht recht, aber sie thaten doch so, als ob sie es glaubten, es war ihnen so bequem —. Ich aber sah, wie Ibn Abu Ibrahim hinter seiner Maske lächelte, als er mit ausgebreiteten Armen den Segen sprach. Da zischte ich."